

A.

Die Entwicklung Preußens zum führenden Staate in Deutschland.

Festrede zum Geburtstage unseres Kaisers,

gesprochen von

Direktor Dr. Aug. Müller.

Hochansehnliche Festversammlung!

Verehrtes Kollegium! Liebe Schülerinnen!

Unsere heutige Festfeier gilt dem Geburtstage unseres Kaisers. So oft seit den Junitagen des Jahres 1888 der 27. Januar wiederkehrt, versammeln sich in Preußen und im Reich die Patrioten zur Stunde der Andacht, um in geschichtlichem Rückblick und in froher Hoffnung die Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen, die heute alle treuen Deutschen vom Fels zum Meer wie in einem Herzschlag vereinen.

Im abgelaufenen Jahre gab die vierzigjährige Erinnerung an die Gründung des Reiches den Geburtstagsreden die historische Grundlage, und in begeisterten und begeisternden Worten wurde allüberall in Deutschland und in der Welt, wo immer Deutsche wohnen, dem Gedächtnis Raum gegeben, was an Blut und Gut unsere Vorfahren zum Segen der nachwachsenden Geschlechter geopfert haben.

In diesem Jahre, an dessen 24. Januar zwei Jahrhunderte seit der Geburt des großen Friedrich verfloßen waren, tritt von selbst die Gestalt des Einzigartigen vor die Seele und läßt zu dankbarer Erinnerung ein.

Der Blick auf den großen Hohenzollernkönig zaubert sofort die Persönlichkeit des ersten Hohenzollernkaisers vor das geistige Auge. Als vor vier Dezennien unser Volk im Kampf mit unserem französischen Nachbar sich unvergänglichen Ruhm erwarb, da stand ein Greis an der Spitze der Heere. Im Spiegelsaal zu Versailles neigten sich die Fahnen vor einem 74jährigen, der Mühsalen und Todesgefahr mit seinem Kriegern geteilt, Sieg auf Sieg gebracht und uns ein einiges deutsches Reich wiedergegeben hat, das mit einem Schlage das stärkste in Europa wurde und seitdem in 40 Jahren ein Hort des Friedens geblieben ist.

Als der große Friedrich den Kriegspfad beschritt, war er noch jung. Die Seele beschwingt von dem Bewußtsein inwohnender genialer Kraft, stellte er sich an die Spitze seiner Armee, nahm den Kampf mit dem Erzhaufe Habsburg auf, kämpfte ihn siegreich durch und führte sein Preußen in die geschlossene Reihe der Großmächte seiner Zeit ein.

In Walhalla tritt nun noch ein dritter Hohenzoller vor, um sich den genannten zuzugesellen. Es ist Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der ein Jahrhundert vor dem großen Friedrich die Zügel der Regierung in Brandenburg-Preußen übernahm und mit dem wir zum Ausgangspunkt der glückhaften Geschichte des preußischen Staates und Volkes gelangen, zu deren kurzer Betrachtung ich mir Ihre gütige Aufmerksamkeit erbitten möchte.

Mit dem großen Kurfürsten stehen wir in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, der Deutschland verwüstete und auch Brandenburg zur Einöde voll Trümmer und Todesangst gemacht hatte. Ein schwedischer

General hatte sich einst geweigert, durch das Land zu ziehen; denn dort könnten nicht einmal mehr Hunde und Katzen Nahrung finden, geschweige Menschen und Pferde. — Neben Brandenburg besaß Friedrich Wilhelm Ostpreußen und Cleve. Ostpreußen aber stand unter polnischer Oberhoheit, und als polnischer Vasall hatte der Kurfürst in Warschau vor dem polnischen König die Knie beugen und ihm den Lehenseid schwören müssen. Dazu hatte er in den drei Reichsteilen, im Osten, in der Mitte und im Westen Norddeutschlands die einem einheitlichen Regimente widersirebenden bevorrechteten Stände, Adel und städtisches Patriziat, unter die monarchische Gewalt zu zwingen, eine Aufgabe, die einen ganzen Mann und einen tüchtigen Kriegshelden erforderte.

Friedrich Wilhelm war der Kriesenaufgabe gewachsen. Er schuf sich zunächst ein eigenes stehendes Heer, das beim Friedensschluß seinen Wünschen den nötigen Nachdruck verlieh. So gewann er 1648 Hinterpommern und für das an Schweden gefallene Vorpommern verstärkten Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kammin seine Stellung. Aus den Nachbarländern zog er Menschen in die verödeten Gegenden. Wer nur arbeiten wollte, war ihm willkommen, wes Glaubens er auch war. So half er dem verarmten Lande wieder auf. Ostpreußen gewann er als unabhängiges, souveränes Herzogtum durch kluges Verhalten in einem Krieg zwischen Polen und Schweden. Schweden galt damals als das waffenüchtigste Volk der Zeit. Aber am 18. Januar 1675 faßte Kurfürst Friedrich Wilhelm den doppelt so starken Gegner bei Fehrbellin und gewann einen glänzenden Sieg über die Eindringlinge in die Mark. Das kleine und bisher verachtete Brandenburg war ohne fremde Hilfe mit der gefürchteten schwedischen Großmacht fertig geworden. Der erste Sieg, den ein brandenburgisches Heer für sich allein erfocht, noch dazu ohne alles Fußvolk und über ein doppelt so starkes Heer von Schweden war gewonnen, Preußens Kriegsruhm begründet. Nehmen wir nun noch hinzu, daß es unserem Kurfürsten auch gelang, die widerspenstigen Stände im Innern zum Gehorsam zu zwingen und so nach außen und innen die Landeshoheit sicherzustellen, so leuchtet ein, daß Friedrich Wilhelm im Krieg und im Frieden als einer der Begründer des preußischen und damit deutschen Staates angesprochen werden kann.

Hundert Jahre nach dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten kam Friedrich II., später der Große zubenannt, zur Herrschaft. Der Großvater, des großen Kurfürsten Sohn, hatte sich zur ererbten Macht am 18. Januar 1701 den Glanz der Königskrone für das souveräne Herzogtum Preußen geholt, und unseres zweiten Friedrich Vater in sparsamer Finanzwirtschaft und unablässiger Schulung des Heeres die Voraussetzungen für die Großtaten seines Sohnes geschaffen. Sofort nach seinem Regierungsantritt nahm denn auch dieser die alten Erbansprüche seines Hauses auf Schlessien auf, um durch Gewinnung dieses Landes seiner Monarchie die breite Grundlage der Großmachstellung zu verschaffen. In drei siegreichen Kriegen, in denen er sich unsferblichen Ruhm, seinem Volke das zu einer Großmacht nötige Selbstbewußtsein verliehen, gewann er Schlessien zu dauerndem Besitz und neun Jahre später als Frucht seiner Unbesiegbarkeit im siebenjährigen Krieg bei der ersten Teilung Polens Westpreußen und damit auch die lang entbehrte Verbindung seiner Hauptlande mit Ostpreußen.

Der Verlauf des siebenjährigen Ringens ist bekannt. Ich nenne nur die Namen Prag und Kollin, Kossbach und Leuthen, Zorndorf und Kunersdorf, Liegnitz und Torgau, um Ihnen die bedeutendsten Schlachten ins Gedächtnis zu rufen, die, ob gewonnen oder verloren, stets für Friedrichs Größe Zeugnis ablegen.

1763 war die Kriegszeit im Leben unseres Fürsten zu Ende. 23 Jahre seiner Regentenzeit lagen hinter ihm, und noch weitere 23 Jahre waren ihm vergönnt, zum Wohle seiner Staaten zu leben und zu wirken. Es ist den Preußen geläufig und den Deutschen bekannt, wie väterlich er für alle seine Länder sorgte, wie er die Religionen tolerierte, durch Austrocknen von Seen und Sümpfen neues Kulturland gewann, wie er die politische Einheit des Staates durch wirtschaftlichen Zusammenschluß, der durch hohe Grenzzölle erreicht ward, zu ergänzen und zu befestigen trachtete, wie unter diesem Schutzzollsystem die Linnen- und Tuchweberei Schlessiens, die Tuchweberei der Mark und andere Gewerbe großen Aufschwung nahmen, wie er den Handel durch Kanal- und Hafenanlagen und Gründung von Handelsgesellschaften und Geldinstituten zu fördern suchte, wie er auf dem Gebiete der Rechtspflege die Folter abschaffte und eine rasche, selbst der Krone gegenüber furchtlose Rechtsprechung schuf und durch große Juristen das preußische Landrecht ausarbeiten ließ; wie er endlich Kunst und Wissenschaft pflegte und wenigstens indirekt auch die deutsche Literatur förderte u. s. f.

Wiederholt schien es, als sollte die segensreiche Friedensarbeit eine kriegerische Unterbrechung erleiden und zwar abermals durch Oesterreich. Hier regierte bis 1780 Maria Theresia. Ihr zur Seite stand

ihr Sohn, Kaiser Joseph II. Derselbe strebte nach Erweiterung der österreichischen Macht durch Gewinnung süddeutschen Gebiets. Er hoffte sogar eine Zeitlang ganz Bayern an sich bringen zu können. Hier war nämlich 1777 das Kurfürstenhaus ausgestorben und Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, gleichfalls der letzte seines Stammes, Erbe. Da er wenig Neigung besaß, aus der schönen Pfalz nach dem rauhen München überzusiedeln, so war er bereit, gegen eine Geldentschädigung Bayern an Oesterreich abzutreten. So konnte Joseph eine Weile hoffen, durch Landerwerb in Süddeutschland Preußen besser gewachsen zu sein als vorher. Umgekehrt aber sah Friedrich der Große in der Einverleibung Bayerns in das Habsburgische Oesterreich eine große Gefahr für Preußen und unterstützte den nach Karl Theodor nächstberechtigten Erben, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, in seinen Ansprüchen auf das bayrische Gebiet. Gleichzeitig rückte Friedrich mit Heeresmacht in Böhmen ein. Da wich Joseph zurück und gab sich im Frieden zu Teschen 1779 mit der Abtretung eines kleinen Gebietes zwischen Donau, Inn und Salzach zufrieden.

„Man dachte 1777, daß Friedrich, Sieger in drei Kriegen, Gesetzgeber und Vater seiner Völker, sich höher nicht erheben könne. . . Bis dahin hatte er vornehmlich für die Seinen gekämpft. Jetzt kämpfte er für die andern. Er wurde der uneigennütige Schiedsrichter in den Händeln der Herrscher, das Werkzeug der obersten Gerechtigkeit, welche die Nationen richtet.“¹⁾ So urteilte die sächsische Kurfürstin mittelsächsischen Stammes, die an dem Handel mit interessiert war, so urteilten damals auch andere im Reich. Friedrich hatte die Bewunderer, Joseph die Tadler auf seiner Seite. Friedrich hatte Geld geopfert und Truppen ins Feld gestellt und beim Friedensschluß keine Entschädigung verlangt. Diese uneigennütige Art, mit der er sich für die Erhaltung Bayerns ins Zeug gelegt hatte, gewann ihm die Zuneigung seiner deutschen Mitstände in höherem Grade, als er sie je besaßen. Hat doch auch Freiherr von Stein bekannt, daß er zu seinem damaligen Eintritt in den preussischen Staatsdienst bewogen worden sei, durch seine „hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen, der durch die Erhaltung von Bayern die Dankbarkeit dieses Landes und des ganzen Vaterlandes sich erworben hatte“.

Vor bald vier Dezennien hatte Friedrich den Thron bestiegen, und bald alle Welt sich in Erstaunen gefetzt gesehen durch den jugendfrohen Eroberer. Es waren die Wunder und Zeichen des siebenjährigen Krieges gefolgt und Schlesien in dauernden Besitz der Monarchie gelangt, trotzdem fünf Großmächte dagegen bewaffneten Einspruch erhoben hatten. 1772 war Westpreußen ohne Schwerföreich ihm zugefallen, als stolzes Ergebnis seiner Unbezwingbarkeit in den sieben Kriegsjahren. Nunmehr hatte die Erhaltung Bayerns dem unübertroffenen Meister der Staatskunst neuen Lorbeer um das gefeierte Haupt gelegt. Niemand hätte geglaubt, daß die Teilnahme und Bewunderung für Friedrich noch einer Steigerung fähig gewesen wäre. Und doch war es so.

Nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia streckte Joseph neuerdings die Hand nach Bayern aus. Der „unwürdige Theodor“ war bereit, gegen die österreichischen Niederlande und den Titel eines Königs von Burgund Bayern an Oesterreich abzutreten. Wiederum ward Friedrich der Retter des Bayernlandes, indem er den abermaligen Einspruch Karls von Zweibrücken unterstützte und, um auch zukünftig vor der Ländergier des „turbulenten Joseph“ sicher zu sein bezw. der „imperialistischen Politik“ des Kaisers Halt zu gebieten, mit Sachsen, Hannover und zehn andern Reichsständen, darunter Mainz, am 23. Juli 1785 den deutschen Fürstenbund zur Erhaltung der deutschen Verfassung und des bestehenden Reichssystems schloß. Die Mitglieder verpflichteten sich, den Besitzstand des einzelnen zu schützen und die Wegnahme Bayerns durch Oesterreich nötigenfalls mit der Waffe in der Hand zu verhindern. Vor dieser imponanten Fürstenmacht wich Joseph zurück, ohne das Schwert gezogen zu haben. Preußen hatte neuerdings über Oesterreich gesiegt, Friedrich den Kaiser geschlagen.

„Der unbestreitbare diplomatische Sieg Preußens, dieser neue Erfolg nach dem von 1779 und nach so vielen früheren, hinter dem Geschlecht von 1785 bereits im historischen Halbdunkel zurückliegenden Meisterstücken des alten Helden, wirkte in der Gloriole einer nationalen Tat auf die Gemüter schier berückend. Sein „Nebergewicht in allem“, um Goethes Ausdruck zu wiederholen, „war aufs neue erhärtet“; „auf seiner Kraft ruhend“, blieb Friedrich dem nachwachsenden Geschlechte nach dem Goetheschen Bilde, „der Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien.“²⁾

1786 starb Friedrich der Große. 20 Jahre später sank Preußen von seiner Höhe herab, bei Jena und Auerstädt von Napoleon zu Boden geworfen. Der preussische Staat, wie ihn Friedrich aus den sieben

¹⁾ R. Koser, König Friedrich der Große, 3. Aufl., 2. Bd., p. 538. ²⁾ Koser, a. a. O. p. 621.

Kriegsjahren gerettet und in den folgenden Friedensjahren nach seinen Absichten gestaltet hatte, war zusammengebrochen. Aber auf 1806 folgte 1813, auf die Erniedrigung die Wiedergeburt, auf den Fall die Erhebung. Wie ein Mann stand 1813 das preußische Volk auf, das Joch des Bezwingers wieder abzuschütteln. Eine Opferwilligkeit und Begeisterung zeigte sich bei dem seit 1806 so hart mitgenommenen Volke, daß man zwei Jahrtausende, bis zum Todeskampfe der Karthager, zurückgehen muß, um Ähnliches in der Geschichte verzeichnet zu finden. Wie war das möglich? Am 17. März 1813 hatte König Friedrich Wilhelm in seinem Aufruf „An mein Volk“ darauf hingewiesen, „daß ehrlos der Preuze nicht zu leben vermag“. Ein Volk, wie das preußische, das die Schlachten von Rossbach und Leuthen und so viele andere siegreich geschlagen hatte, ein Volk, das sich seiner großen Vergangenheit erinnerte und erinnern mußte in der schweren Not des über es hereingebrochenen Unglücks, es mußte sich aufrichten an dem, was ihm unter der Führung des einzigartigen Königs, unter der Leitung des Schlachtenhelden Friedrich tief ins Herz geprägt worden war: „Die stolze Ueberzeugung von dem eigenen Wert und dem verdienten Recht, ein eigenes Leben zu leben, der auf einer ruhmreichen Vergangenheit beruhende „Ehrgeiz der Macht“, jenes Ehrgeizes, den Ranke, Deutschlands größter Geschichtsschreiber, eines der kräftigsten Motive der Weltbewegung genannt hat.“¹⁾

Friedrich hatte einst gewünscht, daß alle seine Untertanen sich als Preußen fühlen möchten. Sein Staat hatte im Kampf mit halb Europa die furchtbarste Feuerprobe bestanden. In eben derselben Feuerprobe aber ward auch der Charakter des preußischen Volkes gestählt und ihm jenes politische Selbstbewußtsein gegeben, das auch im tiefsten Fall ihm nicht abhanden gekommen war, ihm vielmehr der Antrieb ward, aus der Erniedrigung zu neuer Höhe emporzusteigen; denn „ehrlos“ konnten die Preußen seit Friedrich dem Großen nun einmal nicht mehr leben. Seit den Tagen des großen Königs hatten sie gelernt, sich nach allen Richtungen als ein Volk einer gemeinsamen großen Vergangenheit zu fühlen, sie hatten darum auch in den Napoleonischen Kriegen am meisten zu verlieren und haben tatsächlich auch am meisten eingebüßt, nach Arndt „einen unsterblichen Namen, einen großen Ruhm“, ohne den sie nicht mehr glücklich sein konnten. Sie fühlten denn auch alle das Unglück und mit dem Unglück die Schande, die erlittene Schmach. Und so konnte die Erinnerung an Friedrich bei der Jahrhundertfeier seines Geburtstages 1812 in trübster Zeit einem Fichte und einem Blücher die flammenden Worte eingeben, welche die Herzen der Hörer „zu starker und ernster Begeisterung“ fortrissen, und so hat Clausewitz eben damals Anfang 1812 es ausgesprochen, wie von einem Staate mit dieser Geschichte ganz Europa erwarten müsse, „daß er sich noch einmal gegen eine völlige Unterdrückung und Vernichtung erheben und durch einen Kampf auf Leben und Tod Friedrichs Namen sich würdig zeigen werde“. Und die Erinnerung an Friedrich und seine Heldentaten, den Ruhm der preußischen Waffen unter dem alten Fritz haben neuerdings den Schwachen tüchtig, den Kleinmütigen beherzt gemacht und aller Sinn zu neuer großer Tat begeistert. Es war Friedrichs Geist, der neu erstand, den Arm bewehrte und Napoleon bezwang. —

Die Befreiungskriege sind glücklich bestanden, Napoleon ist niedergeworfen. Die in Wien versammelten Diplomaten sind damit beschäftigt, die Neuordnung der Staatenkarte Europas zu vollziehen. Aber das alte Kaisertum, 1806 zu Grabe getragen, stand nicht wieder auf. Der österreichische Staatskanzler Metternich wollte von einem Deutschen Reiche nichts wissen. Ihm war Deutschland nur ein geographischer, kein politischer Begriff. Als wesentlichste Aufgabe erschien ihm, Preußen niederzuhalten, und ihm jede Entwicklungsmöglichkeit zu unterbinden, nur damit Oesterreich umso freier in Deutschland schalten könnte. 39 souveräne Staaten in Deutschland waren das Ergebnis der Wiener Beratungen, zusammengehalten im losen Bande des deutschen Bundes, an dem selbst das Ausland beteiligt ward: Dänemark mit Holstein und Lauenburg, Holland mit Luxemburg. Die oberste Behörde dieses Staatenbundes ward der Bundestag, der in Frankfurt a. M. seinen Sitz erhielt und in welchem Oesterreich den Vorsitz führte. Nach Metternichs Wunsch hatten die kleineren Staaten im deutschen Bunde viel mehr Rechte als ihnen gemäß ihrer Macht zukam, und das große Preußen bedeutete nicht mehr als das kleine Württemberg oder Baden. Es sollte eben mit allen Mitteln niedergehalten werden. Aber alle Bemühungen waren umsonst. Die Entwicklung konnte verzögert, aber nicht gehindert werden. Seit Friedrich Oesterreich 1744/45 zum zweiten Male niedergeworfen hatte, stand Preußen als europäische Macht neben Oesterreich, war, wie Treitschke sagte, die „Frage der deutschen Zukunft“ gestellt.

In den Friedensjahren nach 1815, in den Zeiten, in denen vielfach als besonderes Kennzeichen nur die reaktionären Bestrebungen gebucht werden und in der akademischen Jugend insbesondere die Hoffnung auf

¹⁾ Vgl. Kofer, a. a. O., Vorwort XI.

ein geeinigtes großes deutsches Vaterland aufrecht erhalten wurde, bereitete sich Preußen für seine weltgeschichtliche Aufgabe vor, die ihm die Zukunft zu lösen gab. Innerhalb seiner weit auseinanderliegenden Grenzen fand es die Lösung der schwierigsten Aufgaben der innerdeutschen Politik, fand es den Ausgleich der widerstrebenden Interessen zwischen dem wesentlich ackerbautreibenden adeligen Osten und dem industriellen bürgerlichen Westen, zwischen den Verschiedenheiten fast aller deutschen Stämme und zwischen der souveränen Staatsgewalt und der katholischen Kirche. 1817 fand ferner die Vereinigung der lutherischen und kalvinischen Kirche statt. Zur mächtigen Klammer des neuen Staatsbaues wurde die Neueinteilung in zehn bzw. acht Provinzen, die bis 1866 den Bestand der preußischen Monarchie bildeten. Ebenso entwickelten Preußens Staatsmänner eine emsige und erfolgreiche Tätigkeit in der bleibenden Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach dem Gesetz vom 3. September 1814. Desgleichen gelang die schwerste und dringendste Aufgabe, die Ordnung der Finanzen, in überraschend kurzer Zeit, nach kaum zehnjähriger Arbeit. Waren 1818 die vierprozentigen Staatsschuldsscheine auf 65 gesunken, so standen sie 1828 wieder dem Nennwerte gleich, und 1825 bereits überstiegen die Einnahmen die Ausgaben erheblich. Daß das Schulwesen nicht vergessen ward, ist bei einem Kulturstaae wie Preußen selbstverständlich. Gleichzeitig nahm die Regierung sich der Volkswirtschaft an. Zahlreiche Chaussees wurden gebaut und ein umfassendes Straßennetz geschaffen. Besonders bedeutungsvoll aber ward es, daß die preußische Regierung den ersten Schritt tat, um der in Deutschland herrschenden wirtschaftlichen Zerplitterung ein Ende zu machen.

Preußen war in zwei ungleiche Hälften gespalten, die Grenzen übermäßig ausgedehnt, dazwischen allerlei fremde Gebiete, die die Grenzen nur verlängerten. Dazu die wirtschaftliche Lage in den östlichen Gebieten wesentlich verschieden von der in den westlichen Ländern. In den alten Provinzen bestanden 67 verschiedene Zolltarife und 119 verschiedene Geldsorten. Wie in Preußen fast jede Provinz, so bildete in Deutschland jeder Staat, auch der kleinste, ein eigenes Zollgebiet. „38 Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe“, klagt der Nationalökonom Friedrich List aus Neutlingen. Um von Hamburg nach Oesterreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man 10 Staaten zu durchschneiden, 10 Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmal Durchgangszoll zu zahlen. So kam es, daß der Handelsverkehr unendlich erschwert, die Ware verteuert und der Schmuggel großgezogen ward. Da erwarb sich Preußen ein unvergängliches Verdienst, indem es die Aenderung der unhaltbaren Zustände einleitete. 1818 erschien das Zollgesetz, das alle Binnenzölle aufhob und gleiches Maß und gleiches Gewicht einführte. Nur an den Grenzen wurde noch von fremden Waren Zoll erhoben. Die von Preußen eingeschlossenen Gebiete wurden als Ausland behandelt. Das aber war für die inmitten preußischen Gebietes liegenden fremden Gebiete sehr lästig, und sie wurden dadurch gedrängt, durch besondere Verträge den Anschluß an das preußische Zollsystem zu gewinnen. Unter Leitung des preußischen Finanzministers Moß vereinbarte Preußen mit mehreren Nachbarstaaten Verträge, wodurch diese dem preußischen Zollgebiete angeschlossen wurden und aus dem Ertrage des von Preußen allein verwalteten Zollgebietes Pauschsummen zugesichert erhielten. In der Folge schlossen sich neue Staaten der Zollvereinigung an, und allmählich entstand ein einheitliches großes Wirtschaftsgebiet, innerhalb dessen alle Zollschranken fielen. In der Neujahrsnacht 1833/34 hoben sich in den meisten deutschen Landen die Schlagbäume, um die lange Reihe der wartenden Frachtwagen zum erstenmal ohne Zoll durchzulassen. Sie schlossen sich nie wieder, und der Handel hatte freie Bahn. Seitdem öffnete sich dem Erwerb ein einheitliches Absatzgebiet vom Bodensee bis zur Memel. Nach außen traten die Zollvereinsstaaten gemeinsam auf, wodurch sie in der Lage waren, die heimische Industrie durch gemeinsame Maßregeln zu schützen und zu fördern. Gleichzeitig brachte der Zollverein durch den regen Verkehr Nord- und Süddeutschland näher zusammen. Die Führung in diesem Wirtschaftsbunde aber hatte, wie seiner Zeit im Fürstentum, Preußen. So ward der Zollverein der Vorläufer der nationalen Einigung Deutschlands, und Preußen wurde immer mehr als die Macht erkannt, welcher die Erfüllung der Hoffnungen unseres Volkes vorbehalten sei, während Oesterreich, das bis 1806 die deutsche Kaiserkrone innehatte, immer mehr aus Deutschland hinausgedrängt worden war. 1803 hatte es im Reichsdeputationshauptschlusse mit den geistlichen Herrschaften die Hauptstützen seines Kaisertums verloren, war in der Folge aus Süddeutschland gewichen und hatte 1815 den Breisgau an Baden und Oberschwaben an Baden und Württemberg verloren. Nunmehr wollte es auch vom Zollverein nichts wissen und schloß sich durch eigene Zölle, die wie eine hohe Mauer wirkten, von dem geeinigten Zollgebiete ab. Infolgedessen wurde es auch wirtschaftlich fremd in Deutschland und für den Zollverein selbst immer mehr Ausland. Immer klarer wurde es denn auch den Patrioten, daß bei einer Wiedergeburt des

deutschen Kaisertums nur Preußen der führende deutsche Staat sein könne und müsse. So schrieb denn der Württemberger Paul Pfizer in seinem Briefwechsel zweier Deutschen schon 1831: „So wenig als die Toten auferstehen, so wenig wird Oesterreich in Deutschland je wieder das werden, was es einst gewesen. Eine Kluft von drei Jahrhunderten hat sich zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit aufgetan, die nicht mehr rückwärts übersprungen werden kann . . . Deutschland muß sich verzüngen und den Standpunkt einnehmen, wo es fähig wird, seine mit der Reformation begonnene Bestimmung als die geistige Macht Europas zu vollenden . . . Preußen war es, das durch außerordentliche Anstrengung seiner physischen Kräfte, noch weit mehr aber durch das moralische Gewicht, das sein Enthusiasmus in die Waagschale legte, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons entschied und dadurch für seine Ansprüche auf die Hegemonie einen vollgültigen Rechtstitel, dem bis jetzt nur die äußere Anerkennung fehlt, erworben hat . . . Für das alte und starre Oesterreich tritt nun das junge und bewegliche Preußen ein, . . . anstelle einer der deutschen Geistesbildung entfremdeten und abgeneigten Macht erblicken wir jetzt einen Staat, der seinen Ruhm darin sucht, nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpunkt deutscher Geistesbildung machen kann.“¹⁾ Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß „das Bedürfnis festerer Einigung klar erkannt, das Bewußtsein des nationalen Zusammenhangs immer lebendiger, die vaterländische Gesinnung immer kräftiger werden, besonders aber müsse der denkende, der gebildete, durch den Kampf mit dem physischen Bedürfnis nicht ausschließlich in Anspruch genommene Teil der Nation seiner Einheit stets eingedenk bleiben und einem großen Zweck die Rücksichten einer kleinlichen Eigensucht zum Opfer bringen; vor allem aber müssen unsere Schriftsteller, denen wir die Rettung unserer geistigen Einheit verdanken, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern das Werk vollenden, indem sie die Nation zum Glauben an ihre Kraft, zur Einsicht in ihre Pflicht, zur Erkenntnis ihrer Rechte verhelfen.“²⁾

Verehrte Festgenossen! In jenen Jahren der Hoffnung gab es fast nichts von einiger Bedeutung im öffentlichen Leben unseres Volkes, das nicht in den Dienst der Förderung der nationalen Wünsche gestellt worden wäre, mochte es nun die Entlassung der sieben Göttinger Professoren aus ihren Ämtern sein oder die Debatte in der sächsischen Kammer über die Reform des Prozeßganges an den sächsischen Gerichten, in deren Verlauf ein Abgeordneter seine Rede mit dem Wunsche schloß, „daß diese Reform auch für Deutschland, des geliebten gemeinsamen Vaterlandes Wohl und Preis heilbringend sein möge“; mochten es Gelehrtenversammlungen oder allgemeine Festlichkeiten, wie das 400jährige Jubiläum der Buchdruckerkunst, sein; immer fand und nahm man Veranlassung, seinem Wünschen und Hoffen auf eine nationale Einigung beredten Ausdruck zu verleihen.

Einen neuen Anstoß bekam die nationale Bewegung, als der offene Brief des dänischen Königs Christian VIII. erschien, in welchem die Absicht ausgesprochen war, Schleswig der dänischen Gesamtmonarchie einzuverleiben, obwohl nach altem Rechte Schleswig-Holstein „auf ewig ungeteilt“ sein sollte. Besonders hoch gingen die Wogen an den deutschen Hochschulen. Hier waren die Wortführer nicht mehr wie vor 30 Jahren Studenten, sondern die „durch die mutige Tat der Göttinger gehobene Professorenschaft“. Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben, so sang man in Schleswig-Holstein, so sang man in den übrigen deutschen Landen und empfand doppelt unseres Vaterlandes Zerrissenheit. — Die nationalen, auf Einigung unseres Volkes gerichteten Bestrebungen wurden so immer stärker. Im Südwesten griffen hierauf liberale Abgeordnete die Frage einer Bundesreform auf und verlangten auf einer Zusammenkunft in Heppenheim ein deutsches Parlament, und Karl Mathy wies auf den Zollverein hin als auf die Schöpfung, aus der Deutschlands politische Einigung unter Preußens Führung herauswachsen könne und müsse. „Nur aus der Einheit der materiellen Interessen wächst die geistige und aus beiden die nationale Kraft. Welchen Wert aber haben alle unsere Bestrebungen ohne Nationalität und ohne Garantie für die Fortdauer dieser Nationalität?“ Das war mit Friedrich List die Ueberzeugung vieler.

So war in Deutschland alles in gewaltiger Gärung, als von Paris die Kunde von einer neuen Revolution kam. Ein Sturmwind brauste auch wieder durch die deutschen Lande, und in der Berufung des Frankfurter Parlaments schienen die Hoffnungen auf eine Einigung unseres Vaterlandes sich verwirklichen zu wollen. Am 18. Mai 1848 traten 586 Abgeordnete des deutschen Volkes in Frankfurt a. M. zusammen. Unter Glockengeläute und Kanonendonner, umjubelt von der Bevölkerung der Reichsstadt, zogen sie, da es in jener Zeit noch an geeigneten Räumen für große Versammlungen gebrach, in die dortige Paulskirche.

¹⁾ u. ²⁾ G. Kaufmann, *Pol. Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert*, (Berlin, Bondi 1900) p. 253.

Ueber dem Sitz des Präsidenten war die herrliche Aufgabe des Parlaments verzeichnet. Sie lautete: „Des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück!“

Am 28. März 1849 war die Verfassung des Deutschen Reiches glücklich fertiggestellt. Aber eine große Frage harrte noch der Lösung. Wer sollte nun Kaiser sein? Die Versammlung stimmte ab, und die Mehrheit der Stimmen fiel auf König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Dieser aber glaubte, „ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands“ die Kaiserkrone nicht entgegennehmen zu können und versagte sich den Wünschen der Mehrheit des Parlaments und des deutschen Volkes. So zerrannen die Hoffnungen auf ein einiges deutsches Reich neuerdings.

Doch die Arbeit war nicht umsonst getan. Die wichtigsten Bestimmungen der heutigen deutschen Reichsverfassung sind in dem sogenannten tollen Jahre von dem vielberufenen Professorenparlament erstritten und aufs glücklichste redigiert worden. Weiterhin hat das Parlament die Lösung der deutschen Frage theoretisch gefunden und hingewiesen auf ein allein mögliches und zeitgemäßes deutsches Kaisertum unter preussischer Spitze. Und als die Zeit erfüllet ward, mußte auf die Gedankenarbeit endlich die Tatarbeit folgen, zum Worte der Vernunft und der Stimme des Herzens endlich das Zeugnis der Sinne treten. Freilich, es bedurfte noch eines gewaltigen Mannes in den Wirren der Zeit. Es war, wie Geibel sang:

„Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordenen Kenner,
Mit eherner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel.“

1861 hatte König Wilhelm I. die Regierung in Preußen übernommen. Um sein Volk für die bevorstehenden schweren Zeiten zu waffnen, drang er auf eine Umgestaltung des Heeres in der Art, daß der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht tatsächlich durchgeführt und die Wehrkraft Preußens voll ausgenützt werde. Nach der bestehenden Verfassung sollte in Friedenszeit 1% der Bevölkerung unter den Waffen stehen, das wären damals 190 000 Mann gewesen. In Wirklichkeit zählte das Heer aber nur 120 000 Mann, eine Stärke, die einer Einwohnerzahl von 12 Millionen entsprach, während damals die Bevölkerung bereits 19 Mill. Einwohner betrug. Das Abgeordnetenhaus weigerte sich, die Kosten der Heeresorganisation dauernd zu bewilligen. Da berief Wilhelm am 22. September 1862 den größten Staatsmann der neueren Geschichte, den damaligen Gesandten in Paris, Otto von Bismarck-Schönhausen, an die Spitze der Staatsgeschäfte, um die Neugestaltung des Heeres unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Bismarck war klar, daß die Herrschaft Oesterreichs im Deutschen Bunde Preußen und damit auch Deutschland zu ewiger Ohnmacht verurteile. Er hatte im Laufe seines politischen Denkens erkannt, daß die einzige Rettung für Preußen und Deutschland das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland und die Uebernahme der Führung desselben durch Preußen sei. Da jedoch die Abgeordneten „dem Ministerium Bismarck keinen Pfennig“ bewilligten, regierte Bismarck ohne ein Gesetz über den Staatshaushalt und fand dann alsbald und im rechten Augenblick Gelegenheit zu beweisen, wie notwendig die geforderte Heeresreform war: 1864 kam es zum Krieg mit Dänemark, der mit der Befreiung Schleswig-Holsteins von der Herrschaft der Dänen endete. 1866 folgte dann die Auseinandersetzung mit Oesterreich, das besiegt ward und aus dem deutschen Bunde ausschied. 1870 endlich im deutsch-französischen Kriege, in dem seit Jahrhunderten zum ersten Male die Deutschen in voller Eintracht und unter einem Oberbefehl gekämpft hatten, kam die Saat zur Reife, die im 18. Jahrhundert der Ruhm und die Staatskunst Friedrichs des Großen gesät hatten.

„O große, gottgesandte Stunde,
Da Deines Haders alte Wunde
Die heil'ge Not auf ewig schloß,
Und wunderkräftig dir im Innern,
Aus alter Zeit ein stolz Erinnern
Ein Bild zukünftiger Größe sproß.
Wie Erz durchströmte deine Glieder
Das Mark der Nibelungen wieder,
Der Geist des Herrn war über dir.
Und unterm Schall der Kriegsposaunen
Aufpflanztest du der Welt zum Staunen
In Frankreichs Herz dein Siegespanier.“

Und welches war der Siegespreis? Jeder Vernünftige sagte sich: das Reich gehört dem Starke, der es zu schützen weiß. Fürsten, Regierungen und Volksvertretungen waren sich einig darin, daß Preußens König die deutsche Kaiserkrone tragen müsse. Wie vor 21 Jahren, so trat auch jetzt Eduard Simson als Führer einer Abordnung vor einen preußischen König, um ihm im Namen des Volkes die Kaiserkrone anzubieten. In der einmütigen Stimme der Fürsten und freien Städte und dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation erkannte König Wilhelm den Ruf der Vorsehung und gab eine zusagende Antwort. Am 18. Januar 1871 wurde er in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen, und nach einem Kriege unvergleichlicher Siege war das Deutsche Reich wieder aufgerichtet.

Seit der Zeit sind vier Dezennien ins Land gegangen, und zwei Kaiser des neuen Reiches, Wilhelm der Siegreiche und der große Dulder auf dem Thron, Friedrich III., ins Grab gesunken. Seit bald 25 Jahren lenkt Wilhelms I. Enkel, Kaiser Wilhelm II., die Geschicke unseres weiten und schönen Vaterlandes.

Hochverehrte Festgenossen! Morgen ist der Tag, an dem Kaiser Wilhelm II. über die Schwelle des 53. Lebensjahres schreitet. An Geburtstagen ziemt sich wohl ein Rückblick und dankbar die Vorsehung zu preisen, die das deutsche Volk unter der Führung seiner Herrscher so groß hat werden lassen.

Die alten Perser eigneten jedem Staate seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Throne des Ewigen vertrete. Ebenso muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Treffliches lag, darstellt. Selten hat ein Volk deren mehrere aufzuweisen. Allein Preußen kann sich dieser Ausnahme in der Völkergeschichte rühmen. In dem fürchterlichen Jammer des 30 jährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem großen Kurfürsten einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte. Und doch folgte auf den großen Kurfürsten der große König, auf den alten Fritz Kaiser Wilhelm und Bismarck.

Große Männer und vor allem bedeutende Herrscher gehören nicht bloß einem Land und Volk an, nein, der ganzen Menschheit sind sie zu eigen, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten. Im 18. Jahrhundert, als der große König lebte und wirkte, hatte ein gewissenloses Pharaontum in der Fürstenwelt Europas um sich gegriffen. „Unser monarchischer Weltteil war krank, sied im tiefsten Kern. Die Fürsten, ob groß oder klein, glaubten nur Rechte, aber keine Pflichten zu haben. Da erschien in Friedrich der Arzt und der Erretter. Er war es, der die Idee des Königtums, das gefallen war, tief gefallen war, wieder aufrichtete im Glauben der Denkenden und ihr die Begeisterung der Massen zurückgewann.

Die Weisheit der Schule kennt nur einen Idealismus der Republik und der Republikaner. Es gibt aber auch einen Idealismus der Monarchie und der Monarchisten, und ihn hat Friedrich von Preußen geschaffen, als er die Pflichten des königlichen Amtes in Lapidarschrift in die Weltgeschichte schrieb.“ „Der Fürst ist der erste Diener des Staates“, dieses Wort ist seit Friedrich dem Großen zur Devise, zur Lebensmaxime der Hohenzollern geworden, und in der Erfüllung seiner Pflichten gegen Staat und Volk, in der beständigen Sorge um die Weiterentwicklung der im Staate ihm anvertrauten Kulturschätze hat auch unser Kaiser, gleich seinem erlauchten Großvater, „keine Zeit, müde zu sein.“

Wir feiern heute mit dem Geburtstag unseres Kaisers den des alten Fritz. Friedrich II. hat mitgebaut am stolzen Bau des geeinten deutschen Reiches durch das, was er Preußen und dem deutschen Volke geworden war durch seine Persönlichkeit, sein Leben und Schaffen. Koffbach und Leuthen haben ihre Ergänzung gefunden in Königgrätz und Sedan, das neue Deutsche Reich weist zurück auf den Deutschen Fürstenbund. Das liegt nicht für alle so klar zu tage. Viel bewußter ragt in die Gegenwart die Nachwirkung der rein geistigen Erbschaft des großen Königs, sein tätiges Interesse an Kunst und Wissenschaft, insbesondere die leuchtende Tatsache, daß er den Grundsatz der Gewissensfreiheit als das Palladium seines Staates hingestellt hat. Seitdem hat der Verlauf der Geschichte bewiesen, daß der Verteidiger der Gewissensfreiheit an kein Tribunal wirksamer appellieren kann als an Friedrichs geharnischten Geist, der schon im ersten Jahre seiner Regierung den berühmten Bescheid gab: „Die Religionen müssen alle toleriert werden. Es muß der Fiscal nur ein Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tue, denn es mag hier jeder nach seiner Façon selig werden.“

Unser Kaiser hat in Stunden der Weihe auf schlesischem Boden sich zu ähnlichen Grundsätzen bekannt, wie sein großes Vorbild im 18. Jahrhundert, wenn er vor bald 10 Jahren zu Görlitz erklärte: „Hier auf Schlesiens Boden, da ziemt es sich wohl, an den großen König zu erinnern, der diesen Edelstein seiner Krone eingefügt hat; und das, was er für die Zukunft seines Vaterlandes im Auge hatte, das wollen wir auch weiterbilden: Freiheit für das Denken, Freiheit in der Weiterbildung der Religion und Freiheit für

unsere wissenschaftliche Forschung". Niemand dürfte gegenwärtig in Deutschland und in der Welt sein, der aufmerksamer alles Neue und Lebensfähige verfolgt in Wissenschaft, Kunst und Technik, als Kaiser Wilhelm II., kein Herrscher auf der weiten Erde sein, der bereitwilliger jedes Anzeichen von Energie auf allen Gebieten des täglichen Lebens mit lauterem Jubel begrüßt als der derzeitige Träger der preußischen Königs- und der deutschen Kaiserkrone. Daß dabei die Hebung des materiellen Wohlstandes aller Schichten der Bevölkerung eine stete Sorge der Hohenzollern gewesen ist, ist eine allbekannte Tatsache, die weiter nicht erörtert zu werden braucht. Allein wenn wir aus der Fülle der Staatsobliegenheiten, deren Pflege sich Herrscher aus dem Geschlechte unseres Kaisers angelegen sein ließen, einige herausgreifen, so darf bei preußischen Herrschern eines nicht vergessen werden, das ist die Sorge für das Heer.

Als der große Kurfürst 1640 zur Regierung kam, war seine erste Tat die Schaffung einer leistungsfähigen und achtungsgebietenden Armee. Auf der Stärke seines Heeres ruhte Friedrich II. Unüberwindlichkeit im Kampfe mit halb Europa, und der Heldenkaiser Wilhelm und dessen treuester Diener Bismarck handelten nach dem gleichen Grundsatz der Staatsweisheit, nach welchem die Stärke und Achtung der Staaten von der Stärke ihrer Armeen abhängt. In unsern Tagen, unter dem Enkel Wilhelms des Siegreichen wissen wir als Patrioten Wilhelm II. besonderen Dank, daß er der Wehr zu Wasser und zu Land sein ganz besonderes Interesse zugewandt hat.

Die Armeen haben in der Geschichte der Staatsentwicklung den Weg geebnet. Sie sind auch heute noch das Rückgrat jedes Staatskörpers geblieben. Eine Großmacht ohne starke militärische Rüstung ist undenkbar. Deutschland insbesondere, das von Neidern und Feinden umgeben ist, kann ohne dauernde und unablässige Weiterbildung seiner Wehrkraft nicht den Friedens- und Kulturweg schreiten, den ihm die Vorsehung angewiesen hat. Den Ahnen unseres Volkes, das heute als das erste an tiefster Religiosität, an Bildung des Herzens und Geistes, an Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Berufsaufgaben und anderen Beziehungen angesprochen werden kann, hat Robert Hamerling in seinem „Germanenzug“ die höchste Kulturmission in Aussicht gestellt, wenn er fragt:

„Wem bricht dereinst das Wort aus Seelentiefen,
Wie deinem Volk, so reich, so zart, so mächtig?
Wer haucht so weihewoll in Saitenklänge
Sein Innerstes? Wem ziehn den Sinn so prächtig
Ins Himmelsblau granitne Hieroglyphen
Des Seelenaufschwungs aus des Lebens Enge?
Wer knüpft zuletzt die Stränge
Des forschenden Gedankens an die Sterne
So kühn und strebt und kämpft auf allen Bahnen?
Wen führt so hoch, so tief sein Drang, sein Ahnen?
Wer faßt so treu das Nahe wie das Ferne?
Wo spiegelt jede Erd- und Himmelszone
Sich wie in Deinem Denken, o Teutone?“

Die „traumesfrohe Gottrunkenheit, die selge Herzenswärme“ aus der Urheimat wird nach des Dichters Prophezeiung fortleben und als „Tempelfeuer der Menschheit, frei von Rauch, mit reiner Flamme fortglühen in seiner Brust und Seelenamme ihm bleiben und Pilote seinem Steuer.“ Dann fährt er fort:

„Du strebst nur, weil Du liebst, dein kühnstes Denken
Wird Andacht sein, die sich in Gott will senken.
Es wird so keck wie Du kein andrer lüpfen
Den Ffischleier; dreister wird nicht einer
Ins Auge schau der Rätselsphinx des Lebens.
Und doch wird keinen fester, keinen reiner
Ein tiefgeheimer Zug der Liebe knüpfen
Ans Herz der Welt, den Port des Geisterstrebens.“

Ja, Genien standen rings an unseres Volkes Wiege und weiheten für alles Höchste es „mit Gottgeschenken.“ Um aber seinen Kulturberuf in Ruhe und Sicherheit erfüllen zu können, muß es in der Lage sein, allen Widersachern, die es in seiner Kulturarbeit für die ganze Menschheit zu stören Neigung tragen,

abzuwehren. Dazu bedarf es einer starken Rüstung; dazu dient unsere Armee. Das deutsche Heer tritt so in den Dienst der höchsten Kulturideale unseres Geschlechts. Unser Kaiser, den wir heute feiern, hat selbst einmal gesagt: Wenn unser Volk einig ist, wenn sich Bürger, Bauer und Arbeiter zusammenfinden ohne Unterschied der Landesteile, Stände und Konfessionen, wenn sie einheitlich zusammenwirken in gleicher Liebe und Treue zum Vaterland, „dann wird unser Volk der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke in der Welt aufbauen und vollenden kann, dann wird auch das Dichterwort sich erfüllen: Es wird an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen.“

So ist also unsere Armee nicht bloß eine Schule der Selbstzucht, Willensstärke und Abhärtung und damit eine Pflanzstätte nationaler Kraft; so ist unser Heer auch mehr noch als die Schirmburg deutscher Einheit. Darum danken wir auch unserm Kaiser an seinem herrlichsten Feste nach mehr als einer Richtung, daß er das Schwert scharf erhält und ohne Unterlaß an der Schlagfertigkeit unserer Wehr mitarbeitet. Wir danken ihm aber auch an seinem Geburtstage, daß er in ernstem Ringen um die Notwendigkeiten des deutschen Reiches sich keine Mühe verdrießen ließ, eine zweite Wehr zu schaffen gegen Deutschlands Feinde, einen zweiten Schutz zur Sicherung unseres rasch aufgeblühten Handels und unserer Weltstellung und unserer Kulturaufgabe im Dienste der Menschheit. Wir danken ihm die Schöpfung unserer Flotte. Wilhelm II. hat die Rüstung zur See so zielbewußt gefördert, daß auch die größte der Seemächte verlernt hat, in Deutschland einen minderwertigen Nebenbuhler zu sehen. Das wird für alle Zeiten ein dauernder Ruhm unseres Kaisers sein und bleiben.

Verehrte Festgenossen! Die deutsche Volksseele ist wie eine fein abgestimmte Harfe. Mögen die Parteien sich schlagen, möge auch unter der verwirrenden Bedrängnis der Mühen und Sorgen des Alltags Tausende und Abertausende unzufrieden in mißmutiger Laune sich den Feinden der geschlossenen nationalen Entwicklung und der dem Germanentum eigentümlichen Monarchie zugesellen — unter der Hand des feinsinnigen und klugen Meisters wird, wenn das Vaterland ruft, wenn Not über unser Volk kommt, auch als Herzensmeinung der zur Zeit abseits Stehenden aus dem Saiteninstrument uns entgegenönen, was Dichter und Sänger, die ihren Namen in die Ewigkeit schrieben, so manches Jahrhundert gesungen haben; es ist das Lied der deutschen Treue. Ich glaube und vertraue der Vernunft, als der stärksten Kraft der menschlichen Seele. Sie tritt nicht immer ans Tageslicht. Sie braucht mitunter die stärkste Nötigung, um tätig zu sein. Aber wenn des großen Ganzen Not an das Herz des Einzelnen pocht, wenn der Feind naht, wenn aufgerufen wird zum Kampf für der Menschheit höchste Güter, Gerechtigkeit, Recht und Freiheit, dann wird das deutsche Volk aufstehen wie ein Mann, aller Parteihader wird vergessen sein und der Welt neuerdings durch die Tat bewiesen werden, daß wir sind ein einig Volk von Brüdern und uns am wenigsten trennen in Not und Gefahr. So können die Vaterlandsfreunde auch heute am Vorabend des Geburtstages unseres Herrschers zu den Stufen des Thrones, zum Repräsentanten deutscher Einheit und deutscher Kraft emporblicken, emporblicken mit dankbaren Vertrauen. Die stärkste Wehr der Welt ist in seine Hand gegeben. Unkenntnis hat wohl einst ihm den Gang nach Kränzen blutigen Ruhmes angedichtet. Heute wissen wir alle, daß das deutsche Volk wesentlich ihm die Erhaltung des Friedens zu danken hat und daß er nur im äußersten Notfall, wenn die Ehre der Nation angetastet werden sollte, zur Waffe greifen wird.

Freilich, es gab nicht wenige, die in den Wochen und Monaten der Spannung im abgelaufenen Jahr im Schlachtrupf das erlösende Wort von den Lippen unseres Kaisers erwarteten. Aber die Kriegsstimmung hat bereits einer ruhigeren Ueberlegung Platz gemacht, und die Zeit wird kommen, in der wir voll und ganz begreifen, daß Kaiser Wilhelm den Frieden zwar liebt, aber nur den Frieden in Ehren.

In einer Zeit rastlosen Kampfes auf geistigem, wirtschaftlichem und politischem Gebiete sind die Geburtstage des Monarchen als nationale Friedenstag, an denen der Streit der Parteien und der Lärm des öffentlichen Lebens einen Augenblick schweigt, von ganz besonderem Werte. Sie geben Veranlassung zu innerer Sammlung und stiller, friedlicher Ueberlegung und offenbaren so dem einzelnen, wie vieles die Nation über allem Zanf des Tages hinweg an unzerstörbaren idealen Werten besitzt. Ziehen wir das Fazit im Leben unseres Kaisers, der nunmehr bald 25 Jahre die Zügel der Regierung in Händen hat, so müssen wir gestehen, daß er, pflichtbeseelt und willensstark, nur das eine Ziel verfolgt hat, Deutschland groß zu machen und seinem Namen in der Welt zu immer größerem Ansehen zu verhelfen, daß er als Träger der Kaiserkrone dem Deutschen nicht bloß die Verkörperung der heißersehnten Ideale, die idealisierte Personifikation der Einigkeit Deutschlands ist, sondern auch der echte Repräsentant der Kaiseridee im höchsten Sinne, so wie sie der Begründer des Völkerrechts, Hugo Grotius, aufgefaßt

hat, wenn er dem Fürsten die Aufgabe zuwies, „nicht des einen ihm anvertrauten Volkes, sondern des ganzen Menschengeschlechts Interesse“ Rechnung zu tragen.

Tatkräftige Herrscher, wie einst Friedrich II, reizt leicht der Schlachtenlorbeer. Wilhelm II. hat auf ihn verzichtet. Aber einst wird die große Richterin Geschichte auf ihn das schöne Wort anwenden: „Der Weg der Pflicht ward oft der Weg zum Ruhm.“

Verehrte Festgäste! Mit Ermächtigung Seiner Majestät hat die Unterrichtsverwaltung angeordnet, daß in diesem Jahre bei der Geburtstagsfeier unseres Kaisers in allen Schulen Friedrichs des Großen gedacht werde, dessen Geburtstag vor 2 Tagen, am 24. Januar zum 200sten Male wiedergekehrt war. Wir haben versucht, seiner Bedeutung für die Entwicklung Preußens zum führenden Staate in Deutschland gerecht zu werden. Uner schöplich wie das Genie Friedrichs, sind die Möglichkeiten, den Einzigartigen zu feiern. Als Gesetzgeber, als Staatsmann und Feldherr, als Verteidiger und Beschützer seines Reiches, als Vater seiner Völker, als Dichter, als Künstler, als Gelehrter, als Schriftsteller, als Pfadfinder, als Wegbereiter der Freiheit und als Mensch, wo und wie wir ihn nur auffassen mögen, immer war Friedrich groß. Unter dem überwältigenden Eindruck seiner Persönlichkeit halte ich mich zurück, wenn auch nur ungern. Die Erinnerungen laben und erheben stets des Menschen Geist und Herz. Es sei genug. Wir hatten Friedrich, er war unser.

Große Männer aber stehen nicht in der Geschichte, daß man von ihnen wisse, sondern an ihnen sich erhebe und von ihnen lerne. Fürsten und Staatslenker wird der Unsterbliche die Wahrheit lehren, daß Sieg, Größe, Macht und Ruhm immer dem folgen werden, der ihm am ähnlichsten ist, daß es für Preußen und Deutsche gilt, nie zu verzagen, welche Wetter auch über unser schönes Vaterland verderbendrohend hinziehen, welche Gefahren und Nöten auch der Wettbewerb im Völkerkampf bringen möge. Uns allen aber sei sein Leben und Schaffen die eindringlichste Veranschaulichung des kategorischen Imperativs der Pflicht.

Als Kronprinz oblag Friedrich seinen Studien mit solchem Eifer, daß seine zarte Gesundheit darunter litt. Der Arzt verordnete ihm Leibesübungen. Da beklagt er sich, daß er um die Zeit, die er darauf zu verwenden habe, seine Studien kürzen müsse. Er wolle lieber am Leibe, als an der Seele krank sein.

Als er zur Regierung kam, sagte er in einem Gedicht den bisherigen Zerstreuungen Lebewohl und erklärte: „Das Volk, dem meine Liebe gilt, ist jetzt die einzige Gottheit, der ich diene; lebt wohl, ihr Verse, ihr Konzerte, ihr Freuden alle, Voltaire selber, lebe wohl! Mein höchster Gott ist meine Pflicht!“

Als er fühlte, daß er sterben müsse, ließ er seine Sekretäre schon morgens um 4 Uhr zu sich kommen; denn, so sagte er: „Mein Leben geht auf die Reige. Ich muß die Zeit benützen, die mir noch übrig bleibt. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Hochansehnliche Versammlung! Heldengröße läßt sich nicht im Erbgang übertragen. Dem Genius Friedrich in den mannigfachen Hinsichten es gleich tun wollen, wird meist die mangelnde Naturanlage verbieten. Aber in einer Richtung kann und muß er uns packen und uns Lehrmeister sein können, wenn anders die sittliche Organisation unseres Geistes frei von Fehlern ist, das ist in der treuen Erfüllung der Pflichten, die Beruf und Leben an uns stellen. Friedrich war groß durch das, was in ihm lag, immer und überall war er Sieger durch die Kräfte seines Innersten. Möchten wir im Gefühl der Verwandtschaft mit seinem Pflichtbewußtsein uns stets zu souveräner Beherrschung unseres Selbst durchringen, und wenn es not tut, gleich ihm verzichten auf das langweilige Gepränge zerstreuer Gesellschaften, unter denen das Leben so leicht verloren geht und der Ausübung unserer Berufspflichten so oft Kräfte entzogen werden.

Mögest du, großer Friedrich, uns stets nahe sein! Mögest du unser Lehrmeister sein im Verzichten und Entfagen, im heldenmütigen Ringen mit dem Feind in unserer Brust, in der Treue gegen Amt, Beruf und Staat, und es wird trefflich stehen um unser Volk und um uns alle.

Feste haben nur Sinn und gewinnen Bedeutung für Feiernde, wenn sie sich in den Pflichtenkreis eingeschlossen fühlen, an deren Erfüllung die Gefeierten ihr Leben und Schaffen, ihr Denken und Empfinden gesetzt haben. In der Nachahmung der uns zugänglichen Tugenden des einzigen Friedrich, dessen Geist heute aus seinem ewigen Aufenthalte herniederschaut, werden wir allein die moralische Rechtfertigung erkennen können zum Gedächtnis des 200sten Geburtstages des Weisen von Sanssouci und zur Feier der 53ten Wiederkehr des Wiegenfestes unseres Kaisers und Königs, der in diesen Tagen selbst in tiefster Verehrung

und Bewunderung den Manen des unvergleichlichen Helden des 18. Jahrhunderts gehuldigt hat. Es ist eine schöne Sitte, bei patriotischen Festen die Reden in ein Hoch auf den jeweiligen Träger der Krone als Segenswunsch für den höchsten in unserem Volke ausklingen zu lassen. Wie viel mehr haben wir dazu Veranlassung, wenn der Landesherr selbst im Mittelpunkt der Feier steht. Fassen wir dasselbe als das heilige Gelöbniß unwandelbarer Treue der in den beiden Hohenzollern dargestellten Tugenden unseres Volkstums, und es hat seinen besonderen Inhalt und unsere Feier ihren besonderen Sinn. So lade ich Sie denn ein, mit mir einzustimmen in den Ruf der Freude und Dankbarkeit: Seine Majestät, unser Kaiser und König, er lebe

hoch, hoch, hoch!
